

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die Rächer.

Roman von Hermann Wagner.

(Fortsetzung.)

Es gab Stunden zwischen ihnen, deren graue Dämmerung etwas unausgesprochenes erhellte. Ein Blick, ein Händedruck, ein Lächeln, ein halbes Wort, ein Seufzer, ein bedrücktes Wegsehen genügte ihnen, sich zu verständigen. Stimmlose Versprechungen wurden gegeben, Hoffnungen wurden auf Augenblicke tege, um sogleich wieder zu sterben. Beteuerungen wurden verlangt und nicht verweigert. Und über alledem hing die zitternde Freude des Vertrauens und Vertrauensdürstens.

Kein Wunsch, der brutal war, kein Wort, das sich nicht geschämt hätte, deutlich zu werden, so leuchtend war es, liberal nur ein vages Sehnen und eine winzige Hoffnung auf eine ferne und unbestimmte Zukunft, eine zarte Pflanze, die nur gedeihen konnte, weil zwei sie mit vertrauender Liebe pflegten.

„Es ist alles so fern,“ sagte sie, „und es war alles so leise, daß ich es — vergessen mußte.“

„Aber es war doch da,“ erwiderte er, „es bestand, und wir glaubten daran.“

„Damals.“

„Ich nahm es mit mir, und es war das Einzige, das ich hatte, als ich im Gefängnis war. Und dort, in der grenzenlosen Einsamkeit, blühte es auf. Aus der schwachen Pflanze, die wir beide gepflegt hatten, wurde eine Blume; die mir entgegenstufete. . . Deines deiner halben Worte hatte ich vergessen, ich erinnerte mich jedes Blickes, jedes Händedrucks, jedes stummen und doch verständenen Versprechens. Und aus alledem wob ich eine Welt zusammen, in der ich in Wirklichkeit lebte. . . Du standest in dem Mittelpunkt dieser Welt. Ich lebte nicht allein, denn ich hatte dich. Du sprachst mit mir und tröstetest mich und sagtest zu mir: Warte. Sei geduldig und warte. Ueber jeden Tag neigt sich ein Abend, und aus jeder Nacht blüht ein Morgen. Auch uns wird ein Morgen blühen. Und einmal kommt die Stunde. . . So habe ich gewartet, Tag auf Tag, Woche auf Woche, Monat auf Monat, Jahr auf Jahr, und es wurde mir gar nicht schwer, denn ich lebte in einem festen Glauben, der mich völlig einschloß, in den keines der brutalen Geräusche hineindrang, die die Welt draußen erfüllten. Ich sah, daß Glaubensbäumen alles ist. Und ich glaubte. Bis. . . — bis ein Ton der Welt draußen doch stark genug war, in meinen Glauben einzudringen, der plötzlich erschreckt niederbrach und entsetzt in sein verzerrtes Spiegelbild starrete. . . Da starb ich, der ich ein langames, lautloses Leben geführt hatte, nun einen ebenso langsamen und lautlosen Tod. Tag auf Tag, Woche auf Woche, Monat auf Monat, Jahr auf Jahr. Mein Tod war endlos. Er war ein Leben, das keines war und das dennoch eines sein mußte. . . Ich hatte nun nur mich. Es war mir unde-

nommen, mich zu betrachten, und ich mußte es auch tun, obgleich mir vor mir graute, denn es gab sonst nichts, das ich betrachten konnte. . . So versenkte ich mich in mich. Und aus dem Grauen wurde langsam ein Staunen, und aus dem Staunen wurde ein Glück, denn ich erkannte akmählich, daß ich gar nicht tot war. Ich entdeckte das Leben meiner Seele, während ich früher nur das Leben meiner Triebe gekannt hatte, die, wenn auch von Gefühlen einer zarten und unbestimmten Sehnsucht umweht, doch nur Triebe gewesen waren. . . Von dieser Stunde an wurde ich wieder glücklich. Und es war kein Glück süßer Melancholie, sondern hatte eine sanfte blaue Heiterkeit, jene Heiterkeit, die die Blumen haben dürfen, weil sie sich ihrer Triebe nicht bewußt sind. Es war die Heiterkeit der Unschuld, die auch der schuldige Mensch wieder erlangen kann, wenn er über seine Schuld hinauswächst. Ich warf meine Schuld hinter mich und war ihrer ledig. Vor mir lag neues Land. . . Und von neuem dachte ich jeh, an die Stunde, die kommen mußte, eines Tages, gebietend und sicher, aber nun dachte ich auf eine andere Art an sie als zuvor. Ich wollte dich wieder finden. Und ich wollte dich auch besitzen, — mein Herz schrie noch nach dir, wenn es auch meine Triebe nicht mehr taten. . . Sie hat geirrt, dachte ich, und sie hat Zeit, das zu erkennen. Eines Tages wird sie es sehen. Eines Tages wird sie sehen, daß sie mir etwas schuldig ist, und ihr Gewissen wird ihr keine Ruhe lassen, bevor sie sich nicht entschlossen hat, es mir zurückzugeben. Den Glauben an sie, den sie mir genommen hat, ist sie mir schuldig. Sie wird freiwillig kommen und mir sagen: Du, — du hast dich nicht getäuscht. Eine Zeitlang war ich abwesend, war in in der Fremde, in einer Wildnis, in der ich mich nicht zurechtfand, aber jetzt bin ich wieder daheim. Ich bin wieder die Alte, die du gekannt hast, aber ich bin es nicht blind, sondern bewußt. Verzeih mir meinen Irrweg! Ich gehöre wieder dir, — mit meiner Seele wieder dir!“

Er schloß und sah sie an. Ihre Augen waren sehr groß geworden und hatten einen tiefen Glanz. Sie waren wie der Spiegel eines Wassers, das keinen Grund hat. Er sah ihre Seele in ihren Augen.

Sie griff nach seiner Hand, küßte sie, preßte ihre Lippen darauf und ließ sie auf ihnen liegen.

So verharrten sie eine lange Zeit.

„Duie,“ sagte er weich, „seht kamst ich wieder an dich glauben.“

„Und doch wollte ich, ich wäre tot.“

„Nebe,“ forderte er sie leise auf. „Ein Wort, ein gutes Wort zur rechten Stunde, zündet Helle in uns an und verbrennt alles Dunke und Schwere.“

„Ein gutes Wort. . . zur rechten Zeit. . .“ wiederholte sie tieftraurig.

„Glaubst du nicht daran?“

„Ich, — ich habe es. . . verpaßt. . .“

Er schüttelte den Kopf. „Du überschätest die Zeit, weil du sie nicht kennst. Ich hatte reichlich Gelegenheit, die Zeit

verachten zu lernen. Was ist eine Stunde, ein Tag, was sind Hundert, was sind tausend Tage? Sie kamen ein Nichts sein, Seifenblasen, die zerplagen. Und ein Augenblick kann groß sein, kann sie in seiner Wirkung alle überragen. Allein auf den rechten Augenblick kommt es an. Und für den ist es nie zu spät, — glaub mir!“

„Ich weiß so viel von dir,“ sagte sie, „aber es gibt nichts, das du von mir weißt. Auch hinter mir liegen Jahre, Jahre . . .“

Er lächelte: „Ich weiß alles.“

„Nein, was in mir ist, kannst du nicht wissen.“

„Erzähle,“ sagte er und führte sie zur Ottomane, „es wird alles klar werden, wenn du sprichst.“

Während er ihre Hände in den seinen hielt, wurde es ihr leicht, zu reden. Anfangs tasteten noch ihre Worte in einem Dunkel, sie ging durch ein Gestrüpp, das sie rißte und dessen Zweige ihr ins Gesicht schlugen, aber ihre Worte schoben die Zweige auseinander, schufen sich einen Pfad, der allmählich breiter wurde und der in einen freien Platz mündete, von dem aus ihr Auge einen klaren Blick über die Vergangenheit hatte.

Sie beschrieb die Jahre, die sie gewandert war, von dem unbestimmten Wunsch getrieben, etwas zu suchen, über dessen Art sie sich keine Rechenschaft ablegen konnte und das sie auch nicht gefunden hatte.

Müde war sie heimgekommen, müde und enttäuscht. Und es war vielleicht nur ein Zufall gewesen, daß sie zu dieser Zeit Reizner getroffen hatte. Dieser Mann hatte sie aufgehoben, vom Wege, an dessen Rand sie sich niedergelassen hatte, um auszuruhen.

Auch für ihn war es nur ein Zufall gewesen. Aber er war ein Mensch, der Zufällen eine mystische Bedeutung gab, und so hatte auch sie an diese Bedeutung geglaubt, mit geschlossenen Augen, hoffend, daß er recht haben möge, und war seine Frau geworden.

Sie wollte nicht ungerecht sein, wie sie es diese Nacht noch gewesen war, sie wollte es zugestehen: er war nicht schlechter, als es der Durchschnitt der anderen war, eher besser, und ganz gewiß, das sehe sie jetzt ein, habe sie nichts getan, um ihn besser zu machen.

Schon nach einer kurzen Treue wandte er sich von ihr ab, nicht innerlich, nein, aber um so mehr nach außen hin, indem er Zerstreuungen suchte, weil er unfähig oder weil sie ihm nicht dabei behilflich war, eine ruhige Sammlung und Harmonie in sich selbst zu finden.

„Von diesem Tag an graute mir vor ihm,“ sagte sie, „nicht weil er mich verließ, sondern weil er sich mit einem billigen Ersatz begnügte, der mich schändete. Es nützte mir nichts, daß ich mir sagte, er sei doch der Vater meines Kindes. Das, was in meinem Kind von ihm war, lebte nicht mehr, er hatte es verloren. Er trieb nur noch als ein Bruch auf dem Wasser des Lebens umher, und ich wünschte ihm den völligen Untergang. Auf ihn wartete ich, und ich opferte gern mein Vermögen, um ihn zu beschleimen. . . Und dann, als er da war, gestern, diese Nacht, weit schlimmer und entsetzlicher, als ich es geahnt hatte, da überließ mich eine heiße Freude. Jetzt ist er tot, dachte ich, du bist gerächt. Und doch . . .“

Sie unterbrach sich und sah ihn starr an.

Er nickte heftig und fragte: „Und doch —?“

„— und doch fühlte ich in jenem Augenblick, da er zusammenbrach, daß ich ihn — liebte . . . Das, was von ihm in meinem Kind war, lebte plötzlich wieder auf, es war Fleisch von meinem Fleisch, Geist von meinem Geist, und je heftiger und erbarmungswürdiger ich es zu sehen sah, um so größer wurde meine Liebe, die plötzlich retten wollte und retten mußte und die nur darauf wartete, daß auch er dieses Eine, dieses Zusammengehörige und uns Einende erkennen würde und für dieses das Opfer bringen würde, das allein es wert war . . . Aber er erkannte es nicht. Er blieb das Bruch, das er geworden war, und hatte keine andere Sorge außer der, es in Sicherheit zu bringen. Seine Furcht vor dir war größer als seine Liebe zu mir. Er wollte nicht ins Gefängnis kommen und so verriet er mich.“

„Und dieses kannst du ihm nicht verzeihen?“ fragte er.

„Nein,“ rief sie verzweifelt, „das nicht!“

„Und alles andere hättest du ihm verziehen?“

„Alles,“ schluchzte sie, „alles . . .“

Er wich von ihr zurück, beglückt und jämmerlich durchwühlt zu gleicher Zeit. „Du liebst ihn noch,“ sagte er düster, „du liebst ihn.“

„Nein,“ antwortete sie und starrte glasig vor sich hin, „ich hasse ihn.“

„Das ist daselbe, Lucie, — glaub mir, das ist daselbe.“ Er nahm abermals ihre Hand und strich lieblos über sie hin. „Du sollst dich nicht schämen. Stolz sollst du sein. Es ist dein Recht, ihn zu lieben, — es ist jetzt deine Pflicht.“

„Es gibt nur einen, Herbert, den ich habe,“ sagte sie weich, „ich weiß es, und das bist du.“

„Aber er hat dich,“ beglückte er sie, „und dieses, daß er dich hat, mit allem, was du bist und sein kannst, dies ist viel stärker. . . Du gehörst ihm und kannst dich niemandem schenken. Fühlst du das nicht?“

Sie war sehr blaß. „Du magst mich nicht, — du willst mich nicht haben?“

„Ich müßte dich stehlen, Lucie, dem andern, der dich hat, müßte ich dich stehlen, — hätte ich dich dann?“

„Ich wäre dir dankbar . . .“

„Du würdest mich eines Tages verachten!“

Sie hob unsicher den Kopf und versuchte es, in seinem Gesicht zu lesen. „Ich verstehe eines nicht,“ sagte sie unter Erröten, „dieses Eine: warum, wenn du mich nicht willst, hast du — das alles getan?“

„Um mich zu rächen,“ sagte er.

„Und wohin soll die Rache gehen, deine Rache, — zu welchem Ziel?“

„Bis zum Ende.“

„Bis zum Ende? Was wird das Ende sein?“

„Der Anfang, Lucie, — dein und dein Anfang . . . Denn ihr beide hattet noch nicht begonnen, zu leben. Euer Leben war nur ein Vegetieren. Aber ihr sollt endlich leben. Es war hohe Zeit . . .“

Sie stand auf und machte ein paar Schritte durch das Zimmer. Dann schüttelte sie den Kopf. Sie sagte, und in ihrer Stimme war Entschlossenheit: „Nein, das kann ich nicht. Ich kann nicht mehr mit ihm leben.“

„Kannst du es ihm nicht verzeihen, daß er dich verraten hat?“

Sie blickte ihn erstaunt an. „Du fragst? Könntest du es ihm verzeihen?“

Seine Antwort war jenes sonderbare Lächeln, das auch sie noch an keinem Menschen wahrgenommen hatte und bei dessen Anblick ihr Herz zu beben anfing.

„Habe ich nicht auch dir verziehen? Und dann“ — er zog den erbrochenen Brief aus der Tasche und gab ihn ihr — „lies dieses . . . Er schreibt: „Lucie, vergiß es nicht, daß ich nur ein Mensch war. . . Verstehst du das? Und kannst du das vergessen?“

Sie nahm den Brief, riß ihn in kleine Stücke und warf diese in einen Winkel. „Das sind Worte. Ich bin zu milde, um über sie nachzudenken oder mich an sie zu halten . . . Ich will schlafen.“

„Ja, schlafe,“ sagte er und reichte ihr zum Abschied die Hand, „und warte auf einen Morgen.“

(Fortsetzung folgt.)

Kriegsfreiwillig.

Dem Andenken der gefallenen Kameraden vom N.-J.-R. 224 in der Winterschlacht in den Karpathen.

Von Feldunterarzt Rudolf Görlach, Sieben, z. B. im Felde.

Eisig legte ein steifer Wind über die tief verschneiten Karpathenberge und trieb seine Schneenadeln dem friercnd umherstehenden Häuflein der Kompagnie ins Gesicht; dichter Nebel legte sich auf Uniform und Waffen. Die Nacht hatte die Truppe um eine mächtige Tanne geschart in Mantel und Decke gefüllt verbracht; die letzte Eisene Portion war an mühsam unterhaltenem Feuer verzehrt worden. Verklammte Hände und der menschliche Hauch mühten erst den Nebel von den Zweigen tauen, bevor sie auf die züngelnden Flämmchen gelegt wurden, und doch qualmte das Feuer, daß es das Wasser in die Augen trieb. Einer hatte den anderen wach gehalten, auf daß keiner hintenüber sank in den Schnee, der wie eine Mauer 2 Meter hoch um die Feuerstätte stand — einschlummerte und erfror. Dicht aneinandergedrängt hatte es so die Nacht verbracht, das wachere Häuflein der Uebriqgebliebenen vom Kriegsfreiwilligenregiment. Die Gedanken mancher zogen in Halbchlummer rückwärts. Wo waren die anderen geblieben? Gräber zeigten den Weg, den das Regiment durch viele Gefechte gegangen, drüben in Nordfrankreich, quer durch Russisch-Polen, und nun hier in den Karpathen. Da waren die Reihen arg gelichtet worden; manchem Freund und Gefährten aus sorgloser Jugendzeit hatten sie die Augen zudrücken müssen, kaum daß sie ihnen ein schicktes Holzkreuz setzen konnten. — Weiter gingen sie den Weg der Pflicht! —

„Kompagnie in Gefechtsstärke von 46 Gewehren zur Stelle!“ meldete der Offizier. Der Bataillonsführer dankte kurz und reichte dem jungen Leutnant die Hand: „Ich weiß, wie erschöpft Ihre Leute sind; doch die Lage gebietet, daß sie heute herausgehen, was in ihnen steckt. Die Kompagnie bezieht Feldwachstellung auf der Höhe 1175, Osorna Nepa, und hält die Höhe bis zum letzten Mann!“ — „Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

Noch liegt Nacht über den Tälern, und finstere Nebel wogen in Schluchten und Gründen, nur auf den kalten Bergflanken dämmert der Morgen in fahlem, eisgrauem Licht. — In müdem Stampfen arbeitet sich die Kompagnie durch den Schnee; Mann hinter Mann, die Hände auf dem Rücken unter dem schwerdrückenden Tornister geklemmt; den Blick auf den Boden gesenkt, kaum daß sie die Augen vor Erschöpfung offen halten können. Kein Wort wird laut, manchmal ein dumpfes Stöhnen; beim Aufstieg geht leuchtend der Atem aus der schwerarbeitenden Brust. Die Gesichter sind eingefallen, der Hunger, die Kälte, die Schrecken der Schlacht stehen in Runenschrift in den Jügen dieser jungen Menschen geschrieben.

Die Reihe stockt; die Vorderen können nicht mehr voranziehen, sie sind zu sehr erschöpft. „Wer übernimmt freiwillig die weitere Führung der Spitze!“ fragt kurz der Offizier. Eine kleine Panse entsteht. Dann meldet sich Musketier Ernst, ein kriegsreiwilliger Student. Er reicht seinem Kameraden, der sich mit ihm nach der Spitze durch den Schnee arbeitet, das Gewehr. Der Aufstieg geht weiter; immer höher scheint der Schnee zu werden. Ernst versinkt oft bis an die Brust und muß sich mühsam wieder herauswühlen. Der Tornister drückt unsäglich. Manche Stelle, wo der Wind den Schnee zu großen Wehen zusammengetrieben, muß er auf Händen und Füßen erklimmen, um Weg zu schaffen. Hans folgt dem Freund wie im Traum. Sein junger Körper ist noch viel mehr erschöpft, durch Ungezieser und schlechte Pflege ist sein Körper mit Beulen und Krämpfenschlag bedeckt, eitrige Schwären plagen ihn an Hals und Rücken, gerade wo der Tornister aufliegt, der Frost ist in die wundenden Stellen gedrungen. Doch er hält sich bei der Truppe, und er hilft nun seinem Freund bei schweren Werk, ohne Sträuben, ohne Klage. „Ich muß“, sagt ihm die innere Stimme, und der zähe Wille hält den kranken Körper, befähigt ihn, über die Kraft zu leisten.

Nach 2 Stunden sinkt Ernst matt nieder, der Körper verlangt kein Recht. Ein anderer wird an die Spitze befohlen, ein Pole, der den Ruhm in der Kompagnie genießt, der härteste zu sein. Doch bald müssen sich Ernst und Hans hilflos wieder an die Spitze setzen, und nach zwei weiteren Stunden qualvollen Steigens ist die Höhe bezwungen.

Ernst ist durchdrückt vom Schweiß, vor den Augen schwirrt's ihm von roten und grünen Punkten, in wenigen Minuten ist bei dem heißen Höhenwind von 20 Grad Kälte alles an ihm gefroren. Es knistert und knackt in seinen Nieren bei jeder Bewegung, und ein ständiges Bittern geht durch seine Glieder. Nur jetzt in Bewegung bleiben, sonst ist der Tod gewiß.

Das Einschanzen beginnt. Jeder baut sich eine Höhle und Gewehrlage aus Schnee. Ein Maschinengewehr, das zur Verstärkung mit hochgeschafft worden ist, wird in Stellung gebracht.

Die Nacht bricht an, ein kristallklarer Himmel wölbt sich über dem in Eis erstarren Gebirge und die Temperatur sinkt um einige Grade. Kein Feuer darf angezündet werden, der Schein trägt zu weit ins Land hinaus und verräth die Stellung dem Feinde. Stunden werden da zu Ewigkeiten von Qual; kein warmes Nocken, kein Essen, kein Tabak, nichts, gar nichts, was den Menschen über die Härte und Grausamkeit der Lage hinweghelfen könnte. Man schlug sich mit den Armen warm, tritt ständig mit den Füßen.

So schwindet träge die Nacht und ein neuer Morgen erwacht und mit ihm die Hoffnung auf Ablösung. Doch die kommt nicht, ein anderer ist während der Nacht auf den Berg gestiegen — der Russe. Und nun beginnt er von der Planke zu schießen. Zischend fahren die Kugeln den Getreuen um die Köpfe, hoch in die Luft oder singend in den Schnee; sie beantworten das Feuer, und so vergeht der Tag in mühsamem Schießen. Wie zwei bissige Hunde klaffen sie einander an, doch keiner wagt den anderen anzupacken und niederzuringen.

Der Hunger wird grausam. 8 Tage kein Fleischessen — die kommen ja schon lange nicht mehr über die Pässe nach — damit tagelang von Konserven gelebt, und nun schon 2 Tage gar nichts. Abwärts liegt einer und windet sich in schweren Magenkrämpfen, stöhnt und schreit ost laut auf; keiner regt sich, sie sind stumpf geworden im Elend, können ihm ja doch nicht helfen, stehen stumm an ihren Gewehren, zieseln und brücken mechanisch ab.

Die Munition wird knapp. Eine List muß helfen, sonst sind sie wehrlos verloren. Das Maschinengewehr wird dauernd aus- und eingebaut, immer an andere Stellen, um den Feind über die Stärke zu täuschen. Gottlob, das hält in Bewegung. Einer ist in der Nacht ausgetreten, vor Schwäche umgeschulen, erfroren fand man ihn.

Am Abend arbeitet sich die abfliehende Kompagnie heran. Ein Ceusker der Ersicherung geht durch die Reihen. Der nächtliche Abstieg beginnt. Mehr fallend und rutschend, gelangt die Abteilung schließlich in einem Talgrund an. Ein Dorf hat man ihr angegeben, worin sich das Bataillon sammeln solle.

Von drunten blinkt Vorkälte herauf. Der Lebensmut ist neu

belebt, man hofft auf ein wärmendes Herdfeuer, ein Hochgeschicht voll Essen und eine Lagerstatt, sei's auf blankem Boden eines schmutzigen Banjehütte, nur nicht im Schnee draußen liegen müssen.

Hans schleppt sich neben Ernst, der ihm von den kommenden schönen Dingen erzählt. Doch der ist so matt, daß ihn nicht einmal der belebende Klang der Fremdesstimme aus seiner Erschlaffung reißen kann. Vor Schwäche rinnen ihm die Tränen aus den Augen, und leuchtend und sickernd taumelt er vorwärts.

Schon ist die Abteilung an das Dorf heran, und deutlich fällt der Lichtschein aus den Blockhütten auf den Schnee — da kracht ein Warmjuch, und schon zischen die Kugeln den Wegen müden entgegen. Der Russe hat das Dorf besetzt, das eigene Bataillon hat es kurz zuvor räumen müssen. Einen Augenblick stehen sie betroffen, dann eilt jeder rückwärts, so rasch ihn seine Füße tragen können. In einer geschützten Waldmulde finden sich wohl an 20 Mann wieder, die anderen sind geblieben, tot oder gefangen. Hans seht auch. Raslos wandert Ernst die Nacht durch um das kleine Lagerfeuer, tieftaurig und sorgend um den Freund. Manchmal zuckt er zusammen vor krümmenden Schmerzen im Unterleib, er spürt das Fieber im Blut, und es hämmert im Kopf zum Zerplatzen. „Mein Freund — Heimat, wie schön und frei — mein Mutterchen — wo ist Hans? — überall auf freier fröhlicher Wanderung warst du doch bei mir — Hans“, ruft er laut — „und in Polen bei Sturmangriffen und Patrouillen. Hans, wo bist du?“

Am Morgen geht die kleine Schar nach Patrouillenerkundung gegen das Dorf vor. Es ist in der Nacht vom Feind geräumt worden. Die Kameraden stürzen sich begierig in die Hütten. Ernst irtt allein umher, er sucht und sucht und zwingt die sickernden Augen, klar auszubähen.

Was liegt da am Graben? „Hans!“ — Ein weher, gellender Schrei; und der Treue stult über des Freundes Leiche. Erschöpft durch all die schweren Wintermonate und die letzten ununterbrochenen Leistungen, ist Hans am Abend beim Ueberfall der Russen zurückgeblieben und matt am Wegrand hingsunken. Das Bajonett eines Russen steckt tief in seiner Brust; seine Hände haben im Todeskampf ein Bißlein hervorgezerrt. Vor ihm im Schnee liegt eine welke Rose — entblättert.

Koch einmal fährt Ernst aus seiner Ohnmacht empor, schaut vernebelt ringsum, nichts regt sich weit und breit. Fern knattern Gewehre und Maschinengewehre, der Kampf um den höchsten Gebirgssattel, den Großen Schirak, ist erbrannt.

Das Fieber umfängt wieder die Sinne des Einsamen — verwirrte Worte murmelt er vor sich hin — — Kriegsfreiwillig — — Blicke — — Tod. Dann wird's Nacht um ihn.

Sachte fängt es an zu schneien und floche um floche senkt sich auf die kampferfüllte Erde, bedeckt Freund und Feind wie Freunde im Tode vereint. — Karpatengrab. — — —

Das neue Geläut.

Von Josefa Mez
(Nachdruck verboten.)

Ein wenig bekümmert stand der Küster zwischen seinen Rosen. Diese herrliche La France ging zurück, verlor von ihrer Schönheit, die dunkelorange-farbene Richardson war blaß geworden, und auch die Madame Rothchild wollte sich nicht recht entfalten. Mit dem Marshall Niel hatte es immer Schwierigkeiten gegeben bei der Beschaffenheit des kargen Bodens. Nur die Monatsrosen lachten in jedem Jahr empor wie unbekümmerte, fröhliche Kinder. Sie gaben ihr Jungsein dem Frühling und flatterten vor den schwülen Lüften des Sommers davon. Sie waren die Freudenbringer, waren die liebliche Erfüllung eines zwergerfüllten Hoffens.

Der Küster strich mit den sanften alten Fingern über die Blüthen, wie ein Vater wohl über die Köpfe der Kinder streichelt, Frau und Kinder fehlten dem Küster.

„Morgen, morgen!“ rief der Briefträger über den Zaun. Er war immer eilig, immer am Laufen.

Er war die Zeit. Und etwas anderes war der Briefträger noch: die Welt. Er war der Küster zwischen dem kleinen ungrenzten „Dier“ und der Ferne, die die Wander trug, die unendlich weit war, geheimnisvoll und ein wenig erschreckend.

Zwischen kam eins der Wunder in den engen Kreis gelaufen mit hartem Geräusch und unsicherm Atem. Aber es hielt sich nicht lange auf, trug seine Fracht an Fremden weiter an reizvollere Orte, wo die Berge höher waren und die Täler annaherlicher, wo die Ströme lebensschafflicher zum Ziel strömten und die Blumen inbrünstiger blühten.

Hier war die Ruhe und das Geläut. Hier waren kleine Hügel und weite Ebene. Aber in diese Ebene ließ sich viel hineinbringen: viel bunte Träume. Wenn diese Träume kamen, der konnte sie gut ausbreiten auf dem wartenden Lande. Dann war die Fläche nicht nächstern mehr und leer, dann wurde sie belebt durch die hohen Berge und singenden Ströme, das äppige Bläuen und die tiefen Farben der Schmelz.

Träume der Kinderzeit ritten in klirrenden Rüstungen zum Turnier oder liehen sich in den seidnen Gewändern des Orients auf Barbepferden aus den Lüften herab. Den Himmel selbst ließ man sich herniederstrecken mit seiner heiligen Scharen, daß das

Hand weiß wurde und leuchtend von Engelschwingen, und die Lüste zitterten von der Lage sinnlichen Genusses.

Denk, derweilte der Briefträger einen Augenblick. „Na, Krüger, was mangelt die Hosen? Weil die Madame nicht so reist?“

„Nein, nein, sie will nicht.“ „Meine Madame zu Haus will auch nicht immer so wie ich will, und dabei ist sie nicht dazu so glücklich wie Ihre da...“

„Ja, und die Richardson...“ „Nein, so viel Zeit hatte der Briefträger nicht, um sich über den Stand aller Hosenorten des Küsters beruhigen zu lassen. Er drückte dem alten Mann eine Zeitung in die Hand: „Da lesen Sie mal! Sie sind nun überflüssig geworden, Küster. — Behalten Sie nur da, ich hol' sie nachher wieder ab, es ist die Zeitung vom Doktor.“

Er war schon um die Ecke. Der Küster wand und las. Warum lag der frühe Sommer über dem Land. Immer wieder las der Küster dasselbe: man hatte die Erfindung gemacht, Kirchenglocken auf elektrischem Wege zu läuten.

Da kam wieder diese Frau, Gewand, diese unheimliche Macht und rief ein Teil Menschentum an sich, erschlug es, verdrängte es, machte es hinfällig. Sie legte die Kraft auch seines Armes brach mit ihrer gewaltigen Kraft. Ein Handgriff, nachdorn, schnell, nicht die warme Hand ließ die Glocke mehr sprechen. Eine fremde Stimme rief aus ihr, durch die der Strom des Blutes nicht lang. Eine fähle, gleichmäßige Stimme würde es sein, abgezirkelt und unerschrocken. Kein liebevolles Verweilen gab es mehr, kein träumendes Nachschwingen, es gab kein Aufschauern mehr und beirretes Jubeln. Im Schritt und Tritt würde die Glocke gehen, der Klang des Versens war ihrem Geläut nicht mehr eingestellt.

Und er? ... Was sollte er noch? Jede andere Dienstleistung erschien ihm unwichtig, verglichen mit dem bejagenden Amt des Läutens.

Er spähte nüchtern den warmen Holzgeruch der sonnendurchstrahlten Turmzelle, in den die Däfte aller blühenden Blumen sich mischten. Wie ein Kranz umfingten sie das Seil. Ihm waren die Däfte zugleich Form und Farbe. Er erkannte seine Hosen hindurch, den Jasmin und den feinen Duft des frischen Heues. Den Atem der Erde spürte er. Sie alle schlangten sich um das Glockenseil, liegen empor und umfränzten das dunkle Rund, das zu sprechen anhub, wenn seine Hand es gebot. Das war der Augenblick, wo er sich Herrscher fühlte. Seine Stimme war schwach, sie wurde auf Erden oft überhört. Sein Geist war einfach, seine Gestalt dürrig und demütig war seine Seele. Aber wenn seine beschreibenden Finger sich um das Glockenseil legten, dann stieg er Thronherrscher empor, dann schlug seine demütige Seele einen Purpurmantel um. Es war nur der rasch bleichende Purpur weniger Mäntel, aber seine Falten flossen königlich, und in diesem Augenblick sprach der arme Küster als König zum Volk der Erde. Alle Klänge seines Herzens klangen im Chor mit, wenn er die hohen Träume seiner armen Jugend läutete. Es war ein Aussprechen, ein Beredtworden von Dingen, denen sein Mund keine Worte verleihen konnte.

Wenn dann die weißen Tauben durch das Mau des Himmels vorüberglitten, waren sie ihm die Mäuren über den unendlich blauen Meeren, die er nie erblickt. Der Gartenzaun des Pastors ward zum Hüter wunderbarer Schätze, von deren Dasein man wußte, aber die man nie erreichen konnte. Die späten Sonnenblumen des Herbstes wurden ihm zu goldenen Kuppeln fremder Kirchen, unter denen ein fremder Gott angebetet wurde, der vielleicht dennoch derselbe war, dem er diente. Ja, unter dem Läuten wurde sein ganzes Sein groß und mächtig und schritt weit aus; und wiederum wurde es klein und hochend, und es war ein langsames Umbfalten in den alten Märchenbüchern der Kindheit, wo von Seite zu Seite die Erwartung sich spannt und man zögert, allzusehnell aus Ziel zu gelangen.

Was er! Was war er? Aber! Was würde Gott sagen? Er, der Erhabene, dem zu dienen so köstlich war. Würde er zufrieden sein mit der kühnen Kraft, die den warmblütigen Menschen erben sollte ihm zu Ehren?

Und doch! Hatte er selbst sie nicht erschaffen, diese Kraft, nicht den Menschen erleuchtet, daß er sie fand? Nein, nein, es war nicht Gott, an den er dachte: an sich, an sein kleines Selbst! Das war es! Nur das! —

„Na...“ „Robkan kam es durch das Grün der Landschaft; der Briefträger.

Der Küster lehrte langsam zur Welt zurück. „Was sagen Sie dazu, Küster?“

Der Küster sagte nichts, er nickte nur. „Na, hier ist keine Gefahr, zu unserer Kirche kommt die Elektrizität vorläufig nicht.“

Der Küster sah auf. Eine warme Welle, ein Glücksgefühl durchströmte ihn. Daraus hatte er nicht gedacht. Ja, das war das Glück der Kleinen: sie waren zu gering, als daß große Kräfte an sie verschwendet wurden. Sie lagen zu sehr im Winkel, die Ströme der Zeit rauschten vorüber, wohl warfen sie ein paar Tropfen ans Ufer, aber die breiten Wellen blieben fern. Und das

war das Glück der Verborgenen: daß sie verborgen blieben. Man war es das Glück und vielen mit ihm.

Er lächelte, als er dem Briefträger die Zeitung zurückgab. „Mögen sie sie läuten auf ihre Weise, ich kann es nicht hören und ich kann es nicht aufhalten, das neue Geläut.“

Und aus einem Dankgefühl oder dem, einer Gefahr entronnet zu sein, heraus, schnitt er eine La France ab, die einzige, die in alter Köstlichkeit erblickt war. Er hielt sie einen Augenblick vor sich hin und sah auf die saft gerötete, noch geschlossene Doppel zwischen den Blasen, nach außen gewandten Blütenblättern herab.

Dann gab er sie dem Briefträger.

Vüchertisch.

— Ueber Rußlands politische Neugestaltung bringt der wohl mit am besten unterrichtete Militär- und politische Schriftsteller Wilhelm von Massow in den seeben erschienenen Heften 163—166 von Bong's Illustrierter Kriegsgeschichte „Der Krieg 1914/18 in Wort und Bild“ (Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin W 57, wöchentlich ein Heft zum Preise von 35 Pf.) einen äußerst interessanten und lehrreichen Beitrag, aus dem wir die Beweggründe kennen lernen, warum das russische Volk die Autokratie des Zaren mit einer sozialen Republik einzutauschen gewillt ist. Dieser Aufsatz bringt auch die Bilder der wichtigsten politischen Persönlichkeiten. Hieran schließt sich eine packende und reich illustrierte Schilderung der Kämpfe an der russischen Front im Frühjahr 1916, welche die russische Offensive mit ihren Kiesenverlusten in Galizien und Wolhynien in Wort und Bild darstellt. Hieran reiht sich die Wiedereroberung von Nigaltzien mit ihren Gegenschlägen, die mit der Besetzung von Tarnopol und Czernowit, um nur die Hauptpunkte zu nennen, ihren Abschluß findet. All: di se glänzend n Darstellungen beruhen au d r g wissen haften Beurteilung der besten Materialquellen, die dem bekannten Verleger Wilhelm von Massow zur Verfügung standen. Das Verlagshaus hat auch diese neuen Hefte der bisher so glänzend sachlich und illustrativ durchgeführten Kriegsgeschichte wieder mit zahlreichen Karten und Plänen versehen, so daß jeder sich über die Kämpfe leicht orientieren kann.

— Max Halbe, Schloß Zeitvorbei. Dramatische Legende. Fünf Akte. Umf.schlag und Einbandzeichnung von Heinrich Wolf. Preis gebunden 2.50 Mark, gebunden 4 Mark. Verlag von Albert Langen in München. — Der Dichter, der das alte Problem des Jugenddrunkes neu und packend gehalten, gibt der Legende daneben alle Schönheit seiner Sprache und allen Reiz einer bewegten, spannenden Handlung, so daß „Schloß Zeitvorbei“, das sich Halbes besten Bühnenwerken zur Seite stellen kann, eines großen Erfolges sicher sein darf.

Giesener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Falsches Gänsefett. 2 Hefen und 1/2 Vorbeerblatt werden in 1/4 Liter Wasser eine Viertelstunde gekocht. Dann wird das Gewürz herausgenommen, ein Apfel und eine Zwiebel hineingerieben, 1 Eßlöffel Griech hinzugefügt, etwas Salz, und nachdem das Ganze eine Viertelstunde gekocht hat, wird ein nußgroßes Stück Butter darunter gerührt.

Griechfluchen. 2 Tassen Griech, 2 Tassen Mehl, eine Tasse Milch, 1 Tasse Zucker, 1 Ei, 1 Backpulver, etwas Butter.

Fleischlöße aus Wurst. Die Wurst wird gehäut und durch die Fleischmaschine gedreht. Kriegsmehl wird durchgeseiht und die Meie anstatt Weizenmehl unter die Masse gerührt, ev. etwas Fleischextrakt oder Kreaton oder anderes Gewürz hinzugefügt. Löße geformt und gebacken.

Eintopfgericht. 200 Gramm weiße Bohnen, 1 Pfund Wirsing oder Weißkraut, 1 Pfund Erdbohnen, 75 Gramm Graupen, 1/2 Pfund Kartoffeln, Zwiebeln, Petersilie, Bohnenkraut, Kümmel. Die Bohnen werden über Nacht eingeweicht, 20—30 Minuten gekocht und 2 Stunden in die Kochflöte gestellt, dann nochmals zum Kochen gebracht. Das Gemüse wird in etwas Zeit oder aufgelösten Suppenwürfeln gebüchelt und den kochenden Bohnen hinzugefügt, ebenso die kleingeschnittenen Kartoffeln und die eingeweichten Graupen. Zuletzt fügt man der Mischung die Gewürze nach Geschmack zu und seht das Ganze nochmals 2 Stunden in die Kochflöte.

Charade.

Er wies ihm das Erste, kampfbereit. Das war von ihm nicht das Zweite. Wir leben doch nicht mehr in jener Zeit, Wo Ganzes entschied im Streite.

Auflösung des Abteilträuels in voriger Nummer.

Kalk, Raub, Anden, Asen, Orden. Kali, Frau, Bande, Na-e, Norden.